

Introductio	1 Jahr, 2 Std.	s. Philosophie
Exegese	3 ¹ / ₂ Jahre, keine Angabe der Std.	4 Jahre, 3 Std.
Aszetik	wöchentlich 1 Std.	4. Jahr, 1 Std.
Kirchengeschichte	2 Jahre, 3 Std.	4 Jahre, 2 Std.
Homiletik	1 Jahr, 1 Sem. Theorie, 1 Sem. Praxis; dazu notiert: 1 ¹ / ₂ (Std.)	3 Jahre, 1 Std (Kate- chetik, evt. Pädagogik sollen einbezogen werden [n. 75])
Liturgik	3 Sem., 3 Std.	4 Jahre, 1 Std.
Pastoral	1 Jahr, 1. Sem. 3 Std., 2. Sem. 2 Std. oder immer 2 Std.	4. Jahr, 2 Std. (besser im 2. Sem.: n. 76)
Jus can.	3 Sem., 3 Std.	1. Jahr 3 Std., dann 3 Jahre 2 Std.
Gesang	wöchentl. durchgehend 2 Std.	4 Jahre, 1 Std.
Chinesisch	monatl. ein Aufsatz	—

DIE RELIGION DER BANTU IM SÜDEN TANGANYIKAS

von P. Chlodwig Hornung O. S. B.

Der Süden Tanganyikas wird ausschließlich von Bantu bewohnt, das Innere von Wangoni und den von ihnen beherrschten oder beeinflussten Wandendeule, Wahyao, Wanyasa, Wapangwa und Wabena, der östliche tieferliegende Raum von den voneinander unabhängigen Stämmen der Wangindo, Wamwera, Wamakua und das südliche Hochland von Wamakonde. Diese Stämme unterscheiden sich hauptsächlich der Sprache und zum guten Teile auch den Sitten und Gebräuchen nach. Wenn man auch bei allen eine gemeinsame Ursprache feststellen kann, so sind die Sprachunterschiede heute doch so groß, daß gewisse Stämme sich nicht untereinander verstehen. Auch Volkssitten haben sich geändert; so haben die östlichen Stämme die Beschneidung, während die Wangoni und die von ihnen beeinflussten Stämme sie ablehnen.

Ähnlich ist es mit der Religion. Der Kern und die Grundgedanken sind hier allen gemeinsam, die Art der Befolgung, die religiösen Gebräuche, die Riten etc. aber verschieden. Im folgenden sollen mehr die Grundzüge herausgeschält werden, und zwar nur die der Religion der Bantu¹.

¹ Über diese Religion bzw. Religionen vgl. J. AMMANN: Afrika am Scheidewege. In: *Anzeiger für die kath. Geistlichkeit* 67, 1958; G. W. B. HUNTINGFORD/C. R. V. BELL: *East African Background*. London 1950, 29—40; J. KOMBA:

I.

Alle oben genannten Stämme huldigen einem Ein-Gott. Dieser hat nach Stämmen verschiedene Namen; aber sein Dasein, sein Wirken und seine Eigenschaften sind allen bekannt. Die Wangoni heißen ihn Chapanga (vom Verb *kupanga* = aufbauen, schaffen, ordnen). Von diesen mögen die Wandendeule den Gottesnamen übernommen haben, wenn dies nicht umgekehrt ist. Vorläufig muß diese Frage offen bleiben. Die Wamatengo nennen ihn Chapangana, die Wamwera Achipanganya und die Wanyakusa Chiala (oder Shala) und Mwikemu. Ebenso haben die Wabena und Wapangwa eine eigene Bezeichnung, nämlich Nguluwi (Ngulufi). Dieser Name wird verschieden erklärt, dürfte aber „Donnerer“ bedeuten. Die Wanyasa sprechen von Chamulungu (Mlungu), von dem das Swahili-Wort (= Gott) abgeleitet ist. Man hört aber auch Chinangunga, was wohl den gleichen Wortstamm hat.

Alle Stämme weisen diesem Gott die gleiche Aufgabe und Tätigkeit zu. Für alle ist er der Schöpfer des Weltalls, der alles sichtbare sonder Mühe erschaffen hat, ohne Helfer und Material zu haben, das er zur Schaffung benützt hätte. Er ist der eigentliche, der einzige, der schlechthin allmächtige Gott, dessen Macht von niemanden übertroffen wird. Ihm gehört alles und er kann über alles, über Leben und Tod verfügen, wie er will. Er ist der Allherr, dem alles untertan ist.

Seine Schöpfungstat entsprang nicht aus irgend einer Notwendigkeit. Aus völlig freiem Willen rief er die Welt und alles Sichtbare hervor. Sein allmächtiger Wille ist in der Ordnung der Dinge erkennbar. Fragt man nach dieser, so sagt der Bantu, daß Chapanga (Nguluwi etc.) es so gewollt habe.

Weil diese Ordnung als gut empfunden wird, hält man Gott für gut und wohlwollend. Er heißt „gütiger Vater“, — „Vater“, weil alles in ihm seinen Ursprung hat. Im besonderen ist er der Vater der Menschen, da sich natürlicherweise auch der Bantu nicht von anthropomorphischen Ideen freihalten kann; von Gott stammt alle Vaterschaft. Diese wirkt in der Zeugung unter den Menschen weiter.

Aus diesem Vaterschaftsgedanken ist die soziale Struktur des Stammes entsprungen. Chapanga, der Vater aller, teilte seine Vaterschaft dem Begründer der Sippe mit, und dieser erzeugte dann in der gleichen Kraft seine Nachkommen, die ihm deshalb vollständig unterstehen. Er verfügt über sie, wie Chapanga über die Menschen verfügt.

Wie Chapanga als Schöpfer und Allherr das Recht hat, jedwede Verehrung zu fordern, so auch der Sippenälteste, der in Chapangas Kraft seine Nachkommen erweckt hat. So ist die für den Bantu typische Ah-

Die Frömmigkeit des heidnischen und christlichen Mgoni. St. Ottilien (1953); TH. OHM: *Stammesreligionen im südlichen Tanganyika-Territorium.* Köln u. Opladen (1953) mit weiteren Literaturangaben; C. YOUNG: *Contemporary Ancestors.* London s. a., 124—157 (Red.)

nenverehrung, der Mahokaglaube, entstanden (Mahoka = die Ahnengeister). Weil dem Schöpfergott göttliche Verehrung gebührt, so haben die Mahoka als Teilnehmer an der Schöpferkraft das Recht, göttliche Verehrung zu verlangen. So hat sich eine Art Polytheismus gebildet, der in der religiösen Gedankenwelt des Bantu vorherrschend geworden ist. Gott ist über alles und alle erhaben, auch über die Mahoka, die ihm untergeordnet sind und gleichsam seine Stelle vertreten. So ist er im wahrsten Sinne Hochgott.

Vergleicht man die Auffassung der Bantu über den Hochgott mit der Genesis, so findet man zweifelsohne viele Parallelen. Da sich hier keine Entwicklung zum Höheren feststellen läßt, sondern vielmehr eine Degeneration, so wird man füglich annehmen müssen, daß dieser Hochgottglaube aus den ersten Offenbarungen Gottes an die Menschheit gerettet wurde. Der Mahokaglaube konnte sich nur aus der Abschwächung des Hochgottglaubens bilden, was weiter unten ersichtlich wird.

II

Nach übereinstimmender Annahme der Bantu zog sich der Hochgott nach der Schöpfungsarbeit von der Schöpfung zurück. Er sah, daß die Menschen sehr viele Anliegen haben und ihn unablässig mit Bitten überhäufen. So trennte er sich von ihnen. Er ging weit weg, stieg in die Himmelshöhen hinauf und baute sich daselbst ein Dorf, in dem er glücklich und in größtem Wohlbefinden lebt. Die Menschen aber ließ er allein. Damit ist nicht gesagt, daß Gott sich überhaupt nicht mehr um sie kümmern würde oder sie gar tun und handeln ließe, wie es ihnen beliebte. Noch zeigt er seine Macht im Donner und im Blitze. Er erschüttert die Menschen durch Erdbeben, segnet sie mit guter Ernte oder bestraft sie durch Trockenheit während der Feldbauzeit. Im großen und ganzen freilich will er seine Ruhe haben und nicht von den Menschen zu sehr belästigt werden.

Diese Vorstellungen von Gott entsprechen der Auffassung des Bantu über einen großen Herrn, der sich nicht mit Kleinigkeiten und Alltäglichkeiten abgibt. Diese sind Aufgabe der kleinen Herren. Der Großherr, und vor allem der Hochgott würde zu leicht seine Ehre und vor allem die Achtung seiner Untertanen verlieren. So wurde Chapanga aus der Alltäglichkeit dieser Welt herausgenommen, für die seine ihm untergeordneten Diener, die Mahoka, da sind.

Da die Ahnen einstmals an der Schöpferkraft des Hochgottes in der Zeugung teilgenommen haben und für ihn unter den Menschen arbeiten, verdienen sie ähnliche Verehrung wie er, so wie ein Unterhäuptling, der die Obliegenheiten des Oberhäuptlings verrichtet, an dessen Ehre und Achtung teilnimmt.

Der Hochgott empfängt durchaus göttliche Verehrung und Anbetung. Bei außerordentlichen Wechselfällen des Lebens, zur Zeit großer und gefährlicher Trockenheit, bei allgemeinen Seuchen und Krankheiten be-

steigt der Bantu einen traditionsbestimmten Berg und bringt dort sein Opfer dar. Dabei weiß er gut, daß eine kleine Opfergabe nichts nützt. Der Hochgott ist ein großer und gewaltiger Herr. Einen solchen kann man nur durch einen großen Stier oder im Falle von Armut zumindestens durch einen Geißbock günstig stimmen.

Auch bei anderen Gelegenheiten weiß man sich vom Hochgott abhängig. So opfert der Mndendeule ihm vor der Jagd. Die Wabena und Wapangwa bauen ihm eine Opferhütte auf einem Bergabhang oder gehen zu einem einsamen See, wo sie um Fruchtbarkeit ihrer Tiere bitten und dabei stets ihr Opfer darbringen. Die Wanyasa opfern ihm besonders große Fische, um ihn um Segen auf ihren Fischzügen zu bitten. Als Ort der Darbringung dient meistens der Nyasasee oder ein großer Fluß. Bei bedeutenderen Angelegenheiten jedoch ziehen auch die Wanyasa einen Berg vor. Opfer auf Bergen gelten allgemein dem Hochgott. Auf Bergen glaubt man, ihm näher zu sein, da er oben wohnt. Das gleiche kann man von einem Opfer am Seeufer annehmen, da der Bantu im Spiegel des Sees den Himmel heruntergebracht sieht.

In früheren Zeiten mögen noch viele andere Opfer dem Hochgott gegolten haben. Wenn der Bantu auf Reisen ging, so opferte er eine Handvoll Wasser am ersten Bach, den er überquerte. Gleich nach Aufbruch las er vom Wege einen Stein auf, um ihn dann bei einer Brücke oder an sonst einem ihm geeignet dünkenden Ort hinzuwerfen. Im ersten Falle wollte er um Verhinderung von Durst während der Reise bitten, im anderen um Schutz auf dem Wege, um Verhütung von Hindernissen und Gefahren, besonders von einer Fußverletzung. Wenn solche Opfer bei vielen Bantustämmen den Mahoka gelten, so ist doch sicher, daß sie auch dem Hochgott dargebracht wurden.

Das gleiche gilt von den Primitiaalopfern. Die Wangoni eignen solche den Mahoka zu. Aber ältere und mehr sesshafte Stämme wollen damit ausschließlich oder fast ausschließlich dem Hochgott danken.

Im gewöhnlichen Leben denkt der Bantu häufig an den Hochgott. Das wunderbar tiefe Blau des Himmels und die leuchtend-weißen Wolken erinnern ihn an den Hochgott und lassen ihn sagen: „Das hat Chapanga (Chiala etc.) gemacht.“ Wenn der grollende Sturm mit Blitz und Donner durch die Berge braust oder über die weite Steppe fegt, sagt er: „Chapanga ist verärgert“. In solchen Fällen kann er sogar ein gelübdeähnliches Versprechen machen. Wenn ein Mensch leichtsinnig schwört, so warnt man ihn: „Chapanga hört es.“ Man fürchtet sich vor seiner Strafe.

Man beleidigt nämlich den Hochgott nicht umsonst. Wenn man ihn vergißt, frivol auf seinen Namen schwört, gar ihn lästert und verwünscht, zeigt er seine strafende Hand. Er verweigert den notwendigen Regen, vernichtet durch Wolkenbrüche und anhaltende Nässe die Ernte, sendet Ungeziefer, vor allem die Wanderheuschrecke auf die Felder und Fluren, vermehrt Affen und Schweine und läßt menschenfressendes Raubwild, wie Löwen und Leoparden, auf die Menschheit los; vor allem aber er-

schlägt er Frevler mit seinem Blitz, wie überhaupt jeder plötzliche, durch Unglücksfälle hervorgerufene Tod dem Hochgott zugeschrieben wird. Man glaubt, daß altersschwache Greise von Chapanga als dem Herrn über Leben und Tod aus dem Leben gerufen werden.

Trotz der allgemeinen Achtung und Verehrung spielt der Hochgott im täglichen Leben des Bantu nicht die Hauptrolle. Den größeren Platz nehmen entschieden die Mahoka ein. Chapanga lebt oben; er ist nicht mehr unter den Menschen; aber die Mahoka, die ihren Aufenthaltsort auf einem Baum, in einer verlassenen Hütte oder auf dem Firstbalken des Wohnhauses haben, sind näher und kümmern sich eher um Kleineres und Alltägliches. Sie sind kleine Herren, brauchen keine großen Opfergaben und wissen vor allem um Leid und Freud der Sippe, die sie selber ins Leben gerufen und früher auch beherrscht haben. Während ihrer Lebenszeit lernte man ihre väterliche Güte und Sorge kennen. Spielen freilich durfte man mit ihnen nicht. Schon während ihres Lebens mußte man sie sehr ehren und ihnen jede Achtung erweisen; denn als Vorsteher der Sippe konnten sie strafen, sogar in empfindlicher Weise: Sie mochten Unbotmäßigen die Teilnahme am gemeinsamen Sippenvermögen verweigern, vor allem dadurch, daß sie gewisse, nicht gerichtlich verhängte Strafen für ein Sippenmitglied zahlten, daß sie nicht in den Kauf einer Frau für einen Sohn oder Enkel einwilligten. Am härtesten war die Strafe, wenn ein Mitglied aus der Sippe ausgestoßen wurde und hilf- und haltlos sich den Lebensunterhalt erwerben mußte. Der Bantu, der von einem Vater oder gar Sippenältesten nur Angenehmes erwartet und ihn nur unter solcher Bedingung gut nennt, wird in seiner egozentrischen Art ohne weiteres seinen Alten böse heißen und niemals versuchen, die Bedeutung einer Strafe zu verstehen. Einen bösen Mann aber hat man zu fürchten. So wird auch der strafende Sippenvorsteher als böser Mann gefürchtet, wenn er nicht zu willens ist oder straft. Deshalb verehrt der Bantu nicht nur seine Mahoka, sondern fürchtet er sie auch. Gewöhnlich hat seine Furcht wenig von jener kindlichen Furcht, die wir *reverentia filialis* heißen. Der Bantu fürchtet die Mahoka, weil sie böse sein können, und, wie ihm die Erfahrung zeigt, auch gelegentlich wirklich böse sind.

Der Bantu glaubt, daß die Mahoka den Segen des Hochgottes von den Feldern hinwegnehmen, daß sie der Sippe Krankheiten schicken und daß sie sogar Kinder sterben lassen können. Hat sich der Bantu beim Zauberdoktor überzeugt, daß sein Unglück von den Mahoka herrührt, so fragt er sich keineswegs, ob sie auch Gründe für ihr Tun hatten, sondern sagt unumwunden, daß seine Mahoka oder ein bestimmter Lihoka (Einzahl) eben böse auf ihn oder auf die ganze Sippe sind bzw. ist.

So fürchtet also der Bantu seine Mahoka ernstlich. Ja, er hält sie viel häufiger für böse als für gut. Machtlos, wie er ist, bleibt ihm kein anderer Weg, als sie gut zu stimmen oder in guter Stimmung zu erhalten mit Hilfe häufiger Opfer.

Der Bantu kennt viele Opfer an die Mahoka, so die oben genannten Reise- und Primizialopfer, die in früheren Zeiten ziemlich allgemein nur dem Hochgott dargebracht wurden. Aus der Furcht vor den Ahnengeistern werden diese Opfer heute bei den Wangoni und anderen Stämmen diesen zugeeignet. Dann gibt es Opfer von Bier, Mehl, Feldfrüchten und vor allem Schlachtopfer. Als Opfertiere dienen meistens männliche Tiere. Nur im Notfalle, d. h. wenn keine solchen vorhanden sind, können auch weibliche Tiere geopfert werden. Am häufigsten werden Hähne geopfert. Oft müssen aber auch Ziegenböcke ihr Leben lassen. Bei besonders ernstesten Fällen wird ein Stier, ja sogar der Herden- und Zuchtstier geopfert. Solche Fälle können eintreten, wenn der grollende Ahnengeist ein bedeutender Mann während seines Lebens war oder wenn der Anlaß selber von großer Wichtigkeit ist.

In all diesen Fällen handelt es sich um wirkliche und eigentliche Opfer. Im Opferritus sind alle wesentlichen Elemente des Opfers vertreten. Man kann hier nicht von einer Nur-Ahnen-Ehrung sprechen; denn der Bantu selber spricht nur von Verehrung, obwohl er diese beiden Begriffe sachlich und sprachlich wohl unterscheidet.

Einen besonderen Platz nehmen die Totenopfer ein. Diese sind nach Sippen verschieden. Manche bringen schon am Beerdigungstag selber ein Opfer dar, und zwar ein Schlachtopfer. Die Hinterbliebenen sagen, daß sie ihren Toten nicht mit leeren Händen zu ihren Mitmahoka schicken können. An diesem Opfer nehmen die Anverwandten und Totengräber teil.

Am Tage der Haupttotenklage bringen alle Sippen und Stämme sowohl ein Bier- als auch ein Schlachtopfer dar. Alle Dorfbewohner und vor allem alle Anverwandten nehmen daran teil. Meistens verwandelt sich dieser Tag wohl wegen der großen Menge des Bieres zu einem Feste, wo zuletzt getanzt und gesungen wird.

Einen eigenen Tag haben viele Sippen für das Totengedächtnis. An diesem wird fast in allen Stämmen das Grab zum letztenmale besucht und auf demselben, nach Sippen verschieden, Bier und ein Tier geopfert.

Der Opferplatz ist gewöhnlich die Stätte, die als Wohnung der Mahoka gilt. Das ist vor allem ein besonderer Baum oder eine verlassene Hütte; gelegentlich findet man eigene zu diesem Zwecke errichtete Mahokahütten. Diese kannten früher vor allem die Wangoni. Aber auch andere Stämme bauten und unterhielten solche.

Am häufigsten werden die Mahokaopfer am Nachmittag oder frühen Abend dargebracht. Dabei sondert man das Herz, einen Teil der Leber und etwas Blut ab und stellt es unter den Baum oder unter das Vordach oder in die ev. vorhandene Mahokahütte. Das übrige Fleisch wird den Frauen übergeben, die das Opfermahl bereiten, an dem alle teilnehmen, falls sie am Opfer selber teilhaben wollen. Mehl, Bier, Feldfrüchte etc. werden in ähnlicher Weise dargebracht. Auch da sondert man einen oft

recht kleinen Teil für die Mahoka aus und verzehrt oder trinkt das übrige.

Nach Auslesung der Opfergabe und etwaigem Schlachten des Tieres setzen sich alle um den Opferplatz, die Männer getrennt von den Frauen. Der Älteste spricht das Opferungsgebet. In neuerer Zeit wurde beobachtet, daß auch ein anderer, der Versammlung genehmer Mann die Opferhandlung vornahm, nämlich vor allem dann, wenn das Sippenoberhaupt ein Christ war.

Der Mahoka-Kult ist den erwähnten Bantustämmen gemeinsam; auch die religiösen Grundgedanken sind hier mit geringen äußeren Variationen die gleichen. Was den Charakter des Kultes angeht, so lastet ein gewisser Druck, ein schicksalhafter Zwang auf den Bantu, die von der Freiheit der Kinder Gottes in der christlichen Religion nichts wissen. Wie die Bantu auf Gedeih und Verderb der Sippe anhängen und den Ältesten unterworfen, ja gleichsam ausgeliefert sind, so fühlen sie sich auch den Mahoka gegenüber wie Sklaven. Es mag unter ihnen Frivole geben. Aber diese glauben genauso wie die „Frommen“ an die Macht der Ahnengeister und sind sich bewußt, daß sie nach dem Tode nicht deren Gemeinschaft teilen, nicht mit ihnen sich der Totenopfer erfreuen dürfen, sondern ausgestoßen in der Gegend herumschweifen müssen. Sie glauben somit an ihre künftige Strafe, lassen sich aber nicht zu sehr davon beeindrucken, weil sie meinen, daß es in anderen Sippen Ähnliche gibt wie sie, und sie selber dann mit diesen Gemeinschaft pflegen können. Auch wissen sie den Weg, sich Opfer von den Menschen zu verschaffen. Sie brauchen diese nur zu belästigen, um sich solche zu erzwingen. Wie die Forschung zeigt, werden gerade jene ausgestoßenen Geister häufiger mit Opfern bedacht. Die Ausgestoßenen, Ehemalig-Frivolen vermehren nicht wenig jene knechtische Furcht, unter der die Bantu stehen. Nie fühlen sie sich vor der Strafe, der Rache und den ungerechten Quälereien der Mahoka sicher.

In einzelnen Stämmen, wie bei den Wamwera und Wamakonde, glaubt man noch an eine andere Macht, die die Menschheit bedrückt und in Furcht hält. Nach den Wamwera und Wamakonde hat Chapanga, nach dem Abschied von der Welt, einen Diener als Stellvertreter auf die Erde gesandt. Dieser heißt bei den Wamakonde Nachindenga und bei den Wamwera Ndondocha. Auch unter den Wandendeule mag jener Glaube in verschwommener Weise vorhanden sein, obwohl sie nichts Genaueres darüber aussagen können. Es ist nicht klar, ob er unter den Bantu bodenständig ist. Dieser Diener trägt ähnliche Züge wie der Shaitan der Waswahili, die ihn von den mohammedanischen Arabern übernommen haben. Er mag an den Erd- oder Waldgott des Zwergvolkes der Bambuti erinnern. Nach den Wamwera ist er es, der die Menschen tötet. Man erzählt phantastische Dinge von ihm: Er bringe Menschen untertags um oder schlage sie bewußtlos. Dann erwecke er sie wieder oder gebe ihnen die Sinne zurück. Darauf soll er ihnen die Zunge aus-

reißen und die Füße abschlagen. So zwingt er sie, ihm nachts zu dienen. Solche Erzählungen haben wohl nichts mehr mit religiösen Anschauungen zu tun, sondern sind wohl Erfindungen der Zauberdoktoren, die bei gewissen Ritualmorden Menschen bei lebendigem Leibe verstümmelten oder deren Leichen schändeten. Erfuhr der gewöhnliche Bantu davon oder entdeckte er gar eine solche Leiche, so werden die Zauberer wohl mit solchen Märcen ihre Untaten verdeckt haben.

Die Wamakonde erzählen, daß Nachindenga ihnen verboten habe, zur Regenzeit Gemüse aus Kassawablättern oder von Waldpilzen zu essen, ohne vorher erst Medizin zu nehmen. Das gleiche gälte auch von den ersten Feldfrüchten. Wer das Unwesen der Zauberer und deren Geldgier kennt, ahnt leicht, daß jene hinter diesen Märlein stecken; denn Medizinen werden von ihnen, und zwar nie umsonst, verabreicht.

Man wird also vorsichtig sein müssen, wenn man unter gewissen Bantustämmen von einem Stellvertreter des Hochgottes auf Erden hört. Da wenig Substantielles von ihm bekannt ist, mag er eine Anleihe von anderen Völkerschaften sein. Aus guten Gründen aber kann man die Erzählungen über ihn als eine Erfindung der Zauberer ansehen. Keineswegs steht fest, daß er ein Teil des religiösen Gutes der Bantu sei.

III

Aus all dem bisher Gesagten geht hervor, daß die Religion der Bantu eine solche der Furcht und Knechtschaft ist. Zwar sehen die Bantu im Hochgott den gütigen Vater, aber sie haben ihn aus ihrem täglichen Leben ausgeschaltet und sind den Mahoka untertan geworden. Gerade dieses Moment hat Raum zu einem anderen, noch unheilvolleren Glauben gegeben, nämlich jenem an die Magie.

Magie (in den Stammessprachen: Uchawi) beherrscht den Bantu fast vollständig. Von frühester Kindheit an bis zum Tode, vom Morgen bis zum Abend, und vor allem während der dunklen unheimlichen Tropennacht sieht er sich von Uchawi verfolgt. Kaum dem eigenen Bruder kann man trauen. Hinter allem, was man nicht zu erklären vermag, sieht man die Macht der Uchawi und derer, die sie bewirken, der Wachawi.

Weil der Bantu seinen Hochgott in weite Fernen versetzt hat und ihm nicht mehr nahetreten kann, besonders in Dingen, die das tägliche Leben angehen, ist zwischen ihm und seinem Gott ein Vakuum entstanden, das zum Teil der Mahokaglaube ausfüllt. Aber da der Bantu auch von seinen Ahnengeistern nicht zu viel erwarten kann — er muß sie mehr fürchten als lieben —, fühlt der Bantu sich einsam, verlassen, ja ausgeliefert, wenn die Wechselfälle des Lebens auf ihn anstürmen. Der Hochgott ist nach seiner Auffassung ferne und schützt ihn nicht vor Krankheiten und anderen Unglücksfällen. Er will nur seine Ruhe vor ihm haben. Der Bantu vermag auch nicht zu behaupten, daß ihm seine Ahnengeister nur Böses antun oder antun wollen. So fragt er sich in seiner Not, woher das Unglück kommt, das ihn auf Schritt und Tritt verfolgt. Nach echter

Bantuart antwortet er, daß es von einer ihm unbekanntem Kraft kommt, die nicht vom Hochgott erschaffen wurde; denn sie ist böse, und Böses kann er und wird er nicht tun. Diese Kraft wird auch nicht von Gott beherrscht, weil er ferne ist und die Kraft mitten unter ihm auf Erden wirkt. Sie kann auch nicht von ihm beherrscht sein; denn dann würde sie dem Menschen nicht mehr schaden, da ja Chapangas Güte alles vermag.

Der Glauben an Uchawi erklärt sich also hauptsächlich aus dem Mangel, ja aus dem Fehlen des Glaubens an das göttliche Walten, an die göttliche Vorsehung. So ist die Magie bei den Bantu religiös bedingt, was aber nicht besagt, daß sie ein Teil ihres religiösen Gutes ist. Magie — Uchawi entbehrt jeden religiösen Momentes. Sie wird nicht als vom Göttlichen verursacht aufgefaßt. Man kann sich nicht durch religiöse Handlungen vor ihr schützen. Sie ist eine Kraft, die einfach da ist, die weder vom Hochgott oder den Mahoka stammt noch von ihm oder von ihnen beherrscht wird.

Da die Magie kein Teil der Bantureligion ist, kann man nicht von Dynamismus bei den Bantu sprechen. Die Art der Entstehung der Magie beweist, daß sie eine Folge des Vakuums zwischen Hochgott und Mensch ist. Zuerst war also der Hochgottglaube da. Später erst entstand die Magie. Somit konnte die Bantureligion nicht aus der Magie entstehen.

Der Glaube an die und das Festhalten an der Uchawi wird hauptsächlich durch die Zauberdoktoren genährt und aufrechterhalten. Sie geben sich als die Bekämpfer derselben aus und bezeichnen alle ungünstigen Vorkommnisse als deren Wirkung, ja machen sich anheischig, die Wachawi selber, d. h. jene, die sie verursachen, ausfindig und unschädlich zu machen. Dabei kennen sie keine Rücksicht auf das Gut und die Ehre des Nächsten. Sie scheuen vor keinem Trick oder gemeinem Betrug zurück und können mitunter die schwersten Verbrechen verüben. Nur der eigene Vorteil und vor allem der materielle Gewinn, den sie rücksichtslos und kaltherzig aus der oft sehr armen Bevölkerung ziehen, gilt.

Die Magie ist ein richtiges Geschäft und eine einträgliche Erwerbsquelle. Deshalb haben sich die Zauberer in vielen Gebieten zu Berufsgenossenschaften zusammengeschlossen. Sie bilden eine fast unbesiegbare Clique, die das ganze Land, angefangen vom Oberhäuptling bis zum letzten Bürger, beherrscht.

IV

Die Bantureligion geht in ihrem Ursprung wohl auf die ersten Offenbarungen Gottes an die Menschheit zurück. Da sich in ihr viele Parallelen zu jenen finden, so möchte man meinen, der heidnische Bantu würde mit Leichtigkeit das Christentum annehmen. In vieler Beziehung ist das tatsächlich so. Die ersten Missionare brauchten nur von Gott, dem Allherr, dem Schöpfer Himmels und der Erde, dem gütigen Vater, zu sprechen, um beim Bantu sogleich Zustimmung und Beifall zu

finden. Sie brauchten nur von den guten und bösen Engeln zu reden, und der Bantu dachte sogleich an seine Mahoka, die ja auch gut und böse sind. Sprach man vollends vom Einfluß der Teufel auf Welt und Menschen, so sagte sich der Bantu, daß auch die Mahoka mehr schaden als nützen.

So kam der Bantu in Gefahr, zu meinen, daß faktisch kein großer Unterschied zwischen seiner und der „neuen“ Religion bestünde, und daß er eigentlich nur in äußeren Dingen umlernen und sich umstellen müsse, d. h. in der Art der religiösen Praxis. Gar zu leicht konnte er überhören, daß die jetzige Welt unter der Macht der Sünde steht und Gott sich wegen der ersten Sünde von den Menschen abgewandt hat. Auch in seiner Religion hat sich Gott entfernt, aber nicht der Sünde wegen, sondern weil er als großer Herr nicht mit Alltäglichkeiten der Menschen belästigt sein wollte. Für den Bantu lag der Grund des Fernseins also bei Gott, nicht in seiner, des Bantu, Sünde, — und die Folge war, daß er den Zustand der Welt als so vom Hochgott geschaffen betrachtete, daß er also in seinen Augen gut sei. Daher hatte er kein Erlösungsbedürfnis. In dieser Auffassung wurde er noch dadurch bestärkt, daß er die Folgen der Sünde, d. h. die Wechselfälle des Lebens, als Wirkung der Magie erklärte. Gegen diese könne sich niemand absolut schützen und wehren, wenn auch die Zauberdoktoren versuchen, Hilfe zu schaffen.

Sprach der Missionar von Sünde, so wußte der Bantu Bescheid. Er dachte an Frevel gegen Gott und — an die Schädigung seiner Sippe; denn für ihn gab es ja nur diese zwei Arten von Sünden. Gegen die erstere schreitet der Hochgott ein, wenn er es gerade für angezeigt hält; er straft mit Trockenheit oder großer Nässe, mit Blitz und Donner oder auch mit Erdbeben. Aber man konnte sehr leicht Sühne leisten und so die Strafe unwirksam machen; man brauchte nur ein Tier zu opfern, das zum kleinsten Teile dem Hochgott serviert wurde, während das eigentliche Fleisch zu einem richtigen Festmahle Anlaß gab. Beging einer eine Sünde aus der zweiten Gattung, schädigte er nämlich seine Sippe, so wurden die Mahoka seiner Sippe böse und straft. Aber wie leicht konnte man sie versöhnen! Ein Huhn, im schlimmeren Falle ein Geißbock, den Ahnengeistern geopfert, machte alles wieder gut — zudem hatte man so ein willkommenes Festmahl. Selbst wenn ein Sünder „unbußfertig“ starb, war die Strafe nach dem Tode nicht allzu schlimm. Freilich, zu seinen Sippenmahoka konnte er nicht kommen; er konnte auch nicht an den ihnen von den Verwandten auf Erden dargebrachten Opfern teilnehmen. Aber er war ja nicht der einzige Sünder. Aus jeder Sippe mochte es solche geben. Man brauchte sich nur mit diesen in einer Gemeinschaft verbinden, so hatte man auch seine Kameraden. Wollte man Opfer erlangen, so brauchte man nur die Überlebenden zu belästigen. Da man böse war, so konnte man es in überreichem Maße und ohne Rücksicht tun; dadurch aber konnte man sich unter Umständen mehr

Opfer verschaffen als die „guten“ Mahoka. Also, mit der „Höllenstrafe“ und ihren „nie endenden Qualen“ war es für die Bantu nicht so schlimm.

Zehn Gebote kannte der Bantu nicht. Aber er wußte, daß man den Hochgott und seine Diener, die Mahoka, in irgendeiner Weise fürchten müsse, und er verstand, daß man (nach den übrigen sieben Geboten) den „Nächsten“ lieben müsse. Nur war für ihn der Nächste nicht jeder Mensch, sei er Freund oder Feind, sondern der Nächste nach seiner Auffassung, d. h. sein Sippenmitglied und evtl. noch die Angehörigen jener Sippen, aus denen er seine Weiber holte. Alle anderen galten ihm als „Menschen, die ihn nichts angingen“. Nur wenn seine Ehre auf dem Spiele stand, wie in der Frage der Gastfreundschaft, konnte er auch anderen Liebe erweisen; er dachte aber dabei nicht an diesen selber, sondern an die Ehre seiner Sippe, die zu mehren seine Pflicht war.

So könnte man mit Beispielen fortfahren, die beweisen, daß es nicht leicht war und ist, aus dem Bantu einen guten Christen zu machen; nur zu leicht konnte er zu der Auffassung kommen, daß von ihm kein radikaler Bruch verlangt würde, ein Bruch, der forderte, seine heidnischen religiösen Begriffe radikal zu ändern, viele ganz aufzugeben und dafür andere anzunehmen.

Auch auf seiten des Missionars waren viele Gefahrenmomente vorhanden. Es gab Dinge, die ihn die religiösen Verhältnisse des Bantu verkennen oder gar mißachten ließen.

Er kam als völliger Neuling ins Land und kannte weder die Religion noch die Sitten und Bräuche der Bantu. Er konnte diese Religion als „völlig heidnisch“ abtun und somit den großen Fehler begehen, den Schwarzen als gänzlich unreligiösen Menschen anzuschauen. Es liegt ja so nahe zu glauben, daß Heidentum gleich „Nicht-Religion“ ist. Der für alles, was Ehre angeht, so empfindsame Bantu mußte sich zurückgestoßen, ja verachtet sehen.

Der Missionar konnte zwar zugeben, daß vor seiner Ankunft der Bantu eine gewisse Religion hatte. Aber diese war völlig wertlos und verächtlich. Er mochte sie vielleicht sogar belächeln und bewitzeln — und damit die starken religiösen Gefühle des Heiden kränken.

Aus derartigen Anfangsfehlern konnte viel Unheil entstehen. Die einen hätte man gänzlich abgestoßen und ihre heidnischen Anschauungen trotzig bestärkt; die anderen wären zwar zur Taufe gekommen, aber nicht aus innerer Überzeugung, sondern aus der Absicht, modern zu sein, d. h. es den neuen Herren, den Europäern, in allem gleich zu tun und so auch deren Religion anzunehmen. Sie konnten ins Christentum herüberkommen, hatten aber ihr religiöses Gefühl schon vorher verloren.

Es blieb den Missionaren nichts anderes übrig, als die Bantureligion zu studieren, sehr sorgfältig zu erforschen, in ihr zwischen brauchbarem und unbrauchbarem Gute zu scheiden und so das Christentum in geeignetes, gesundes Erdreich zu pflanzen. Mit einem Wort, weise Akkommodation war vonnöten.

Als um die letzte Jahrhundertwende die ersten Glaubensapostel im Lande erschienen, war keine christliche Terminologie vorhanden; sie wäre auch menschlich gesprochen kaum möglich gewesen. Zunächst gab es nur die Stammessprachen, die sich in primitivem Zustand befanden. Zudem wurden sie meist nur von einer geringen Anzahl von Menschen gesprochen, die in nur einigen Ausnahmen über hunderttausend ging. Gemeinsame Terminologie war nicht möglich. Es mußte erst die lingua franca, das Swahili, durch harte Kämpfe eingeführt werden. Die Waswahili aber waren Mohammedaner und mohammedanisch geprägt. So mußte auch das Swahili erst noch in vielen Dingen umgeschaffen werden².

In den Anfangsjahren mußte also die Stammessprache benützt werden. So ging der junge Missionar daran, zunächst die Haupttermini zu prägen. Er stieß dabei sehr rasch auf das Wort Chapanga (Achichapanganya, Chiala etc.) und brauchte es für den wahren Gott. Selbstverständlich suchte man die Unterschiede zwischen diesem unseren Vatergott und deren Hochgott klarzustellen. Aber wie sollte das in so kurzer Zeit und bei geringer Sprachkenntnis des Anfangs bewerkstelligt werden? So kam es, daß der Missionar von Gott sprach, der Bantu aber dabei an seinen Chapanga blieb, nicht die Unterschiede sah und so bei seinem Chapanga blieb. Hörte er von Chapanga, so wußte er, daß es keine göttliche Vorsehung gibt, auch wenn der Glaubensbote versuchte, ihn anders zu belehren. Chapanga hat sich nach seiner Anschauung nicht geändert. Deshalb konnte auch der Glaube an die bzw. die Furcht vor der Uchawi weiter im Herzen des Bantu wuchern, konnten ihn die Mahoka weiterhin belästigen. Es entstand in seinem Innern ein Synkretismus, der sich in späteren Tagen nur sehr schwer ausrotten ließ.

Um sich dem Bantu verständlich zu machen, bediente sich der Missionar des Dolmetschers. Dieser aber war ein Eingeborener und meist selber Bantu, dazu ein Neubekehrter, von dem der Pater nicht genau wußte, ob er sich selber vom Heidentum ganz frei gemacht hatte. Es konnte geschehen, daß ein solcher mit viel Eifer, ja bewunderungswerter Ausdauer nicht das reine Christentum, sondern — Synkretismus lehrte.

Aus der anfänglichen Unkenntnis der heidnischen Religion erwuchs ein anderer, nicht geringer Nachteil. Der Bantu kannte keine Erbsünde, hielt seinen Zustand für normal und hatte deswegen kaum ein Erlösungsbedürfnis. Nun hat sich wohl jeder Glaubensbote bemüht, ihm diese Sehnsucht ins Herz zu pflanzen. Da aber nach der Bantureligion der Hochgott sich aus eigener Initiative, sozusagen aus eigener Schuld, von der Menschheit entfernte, da weiterhin diese Menschheit nie zu ihm gelangen konnte, — als Himmel galt ja nur das Zusammensitzen mit den Ahnengeistern auf irgendeinem Baum oder sonstwo —, so mußte die

² vgl. W. BÜHLMANN: *Die christliche Terminologie als missionsmethodisches Problem*. Dargestellt am Swahili und an anderen Bantusprachen. (NZM, Suppl. I) Schöneck-Beckenried 1950 [Red.]

Jenseitshoffnung und -sehnsucht recht gering sein. Kannte nun ein Missionar diese heidnischen Anschauungen nicht, so war es schwer, sie zu korrigieren und dem Bantu ein Verlangen nach Gott und Seligkeit zu geben.

Ähnliche Schwierigkeiten bestanden beim Unterricht über die Gebote Gottes. Der Glaubensbote hätte erst die religiösen Anschauungen des heidnischen Bantu kennenlernen sollen, um den vom Christentum verlangten Bruch mit dem Heidentum einleiten zu können. So war die Missionsarbeit anfänglich sehr schwierig. Der Missionar mußte irgendwie beginnen, mußte versuchen, den Samen des Heiles auszustreuen. Erst während er so dem Bantu langsam näherkam, konnten seine eigentlichen Forschungen ansetzen. Es ist müßig, ja töricht zu sagen, daß er eben erst sich Gewißheit über jene religiösen Anschauungen hätte verschaffen sollen, bevor er mit dem Lehren begann. Das wäre theoretisch richtig gewesen, aber praktisch unmöglich. Wie hätte er sich dem Schwarzen nahen sollen, wenn nicht auf dem Wege der Unterweisung. Ist es doch bekannt, wie groß das Mißtrauen der Bantu den Europäern gegenüber war. Er hielt sogar die ihm in Krankheit gereichten Medizinen für Gift. Erst durch den gütigen Missionar ist diese Schranke langsam gebrochen worden. Wie anders also hätten sich Missionar und Missionsobjekt treffen können als im religiösen Gespräch. So begann der Neuling frohgemut, vielleicht gelegentlich zu vertrauensselig seine Sendung. Während er sie erfüllte, stieß er langsam auf Schwierigkeiten, für die er Erklärung und Abhilfe suchte. Dies gelang ihm anfangs nur selten, ja bis er ganz durch das Gestrüpp religiöser Überzeugungen dringen konnte, vergingen Jahre, Jahrzehnte.

Selbstverständlich rechnete der Gottesbote von Anfang an bei den Heiden mit Widerständen und Hindernissen. Aber das Ausmaß derselben konnte er nicht abmessen. In Erfüllung seines Lehrauftrages glaubte er, mehr lehren als hören zu müssen. So konnte er jene oft gar nicht entdecken. Das Wort Gottes wurde unter Dornen gesät, erlitt das Schicksal der Saat unter den Dornen oder fiel auf steinigem Grund und erstarb vor dem Keimen.

Die Missionsarbeit ist nur langsam vorangegangen, sehr langsam. In den ersten Statistiken scheinen Zahlen auf, die in Anbetracht der vielen Mühe armselig sind. Aber die langsame Entwicklung hatte ihr Gutes. Denn auf diese Weise wurde mancher Gefahr ausgewichen. Ja, man hielt absichtlich und weise mit der Taufe zurück, weil man mehr auf gründliche Unterweisung als auf große Zahlen im Taufbuch sah.

Wenn sich trotzdem ins junge Christentum synkretistische Elemente einschlichen, so war es sicherlich nicht eine positive Schuld des eifrigen, schwerarbeitenden Missionars; denn die Anfangsschwierigkeiten waren groß.